

Bischof Johann Weber

Dialog – Dienst in Wahrheit und Hoffnung

1. Bischofsamt und Dialog

Ich stehe vor Ihnen als Bischof und soll etwas über den Dialog sagen.

Aber haben die Bischöfe nicht die Kompetenz, über den Dialog zu reden, etwas verspielt? Sind sie nicht solche, die den Dialog hindern? Haben sie nicht enttäuscht und enttäuschen sie?

Sollten die Bischöfe nicht vielmehr Hüter des Dialogs sein und dafür sorgen, dass es den Dialog überall gibt, dass er aufblüht und immer dichter und fruchtbringender wird?

Aber kann man Dialog kommandieren: „Nun macht mal schön Dialog“? – Das wird wohl auch nicht gehen.

Das biblische Leitbild für den Bischof ist der Hirte. Dieses Bild hat heute natürlich seine Fußangeln. Es ist nicht so einfach mit dem Bild vom Hirten – und mit dem Bild, das es vom Bischof gibt.

Ich glaube, dass die Art des Bischofsamtes neu gesucht und neu aufgebaut werden muss, dass man es nicht nach alten Gewohnheiten einfach fortschreiben kann. Die Älteren sollen sich bloß ein paar Jahrzehnte zurückerinnern! Bei all der Verehrung spürt man: Nein, so ginge es heute nicht mehr.

Sicher hängt vieles ab von der Art und Weise, *wie* ein Bischof sein Bischofsamt ausüben möchte. Ich glaube dennoch, dass man die ganze Ausübung des Amtes neu suchen muss, zugleich mit der Art, wie man mit Bischöfen umgeht. Das gehört zusammen neu bedacht.

Wenn man sagt, die besondere Krise der Kirche – wobei Krise im Doppelsinn als ein Wendepunkt zu verstehen ist, der zum Guten oder zum Schlechten hingehen kann – sei eine Krise auch der Bischöfe, ist da schon etwas dran. Wir Bischöfe stehen mitten im Kontext der gesellschaftlichen Änderungen. Wir spüren – sei es in der Politik oder sonst wo – große Unsicherheiten bei der Frage, wie man denn eigentlich Verantwortung ausüben kann, wozu es eine Menge sehr guter Bücher, Ratschläge und Methoden gibt, die wir sinnvollerweise annehmen sollten. Man kann diese vielen Hinweise mit sanftem und heftigem Ton den Bischöfen gegenüber noch vermehren, aber ich glaube, *wie* ein Bischof sein Amt ausübt, muss er letzten Endes selber erkunden – in Verbindung mit anderen. So ist es angemessen, aber es wäre anderes auch möglich ...

In Bezug auf das Bischofsamt muss wohl zum „Hirten“ noch ein weiteres Bild dazukommen, das sogar älter ist als das Evangelium: In Genesis 2,15 heißt es, dass Gott einen Garten gibt, der zu bauen, bebauen und zu hüten ist. Ich möchte sozusagen zum Hirten einen Gärtner dazustellen. Heute hat sich ja ein neuer Sinn für das Wachsen, Pflegen und Wachsen-lassen entwickelt, es ist eine Herzensneigung zum überschaubaren Feld entstanden, zum Garten, der nicht bis ins letzte geordnet ist. Sicher, wir brauchen Plantagen und große Felder, damit der

Hunger der Welt gestillt werden kann, aber das Feld, den „Garten des Dialogs“ zu pflegen, darüber möchte ich einiges sagen.

2. Der Dialog als „Feldarbeit“

Das Evangelium spricht in vielen Zusammenhängen von Feldern, was ich hier auf den Dialog beziehen will. Da gibt es die Lilien auf dem Feld (Matthäus 6), die schöner gewachsen sind, als es in den Palästen Salomos möglich war. Und ich glaube, dort, wo es einen ehrlichen Dialog gibt, lebt etwas von dieser Schönheit.

Oder die Bibel spricht davon, dass Leute das Feld bestellt haben (Lk 17). Am Abend kommen sie müde heim, und dann wird sehr hart gesagt: „Ihr seid nur unnütze Knechte! Ihr habt nur eure Pflicht getan, das eigentliche Wachsen habt ihr nicht hervorgebracht.“ – Wir müssen, um Missverständnisse zu vermeiden, tiefer in diese Bibelstelle eindringen: Woher kommt denn das Wachsen, woher kommt denn das Gedeihen, und woher kommt denn das Blühen? Wohl aus dem ewigen Gespräch des dreifaltigen Gottes.

Und eine besonders schöne Stelle aus der Heiligen Schrift ist die, dass der Ackermann getrost schlafen gehen kann (Mk 4,27). Es wächst schon, er mag schlafen oder wachen, die Saat wächst.

So kann es auch mit dem Dialog sein. Er ist mehr als eine geschickt oder ungeschickt eingesetzte Fertigkeit. Er ist ein Mitreden mit dem ewigen Gespräch des dreifaltigen Gottes. Schon die Überlegungen in einer Pfarrgemeinde, mit welchem Käse die Brötchen bei der Agape belegt werden sollen, sind etwas Wichtiges. Wir sollten Abschied nehmen von der Gewohnheit, manche Dienste als höher oder niedriger zu betrachten. Das entspricht nicht dem Evangelium. Auch die kleinen Dinge haben ihren Wert. Und es gibt die Heiligkeit der ganz keinen Dienste. Dialog heißt nach den Wörterbüchern „aufmerksames Zwiegespräch“. Dialog ist also keine Addition von zwei Monologen. Und wenn wir alle für den Dialog sind, weil sich meine Meinung durchsetzt, dann ist das auch kein Dialog.

In einem „aufmerksamen Zwiegespräch“ steckt: aufmerksam, sich merken, aufmerken, hin und her. Das ist etwas, bei dem man sich versteht und verstehen will.

Das ist kein Widerspruch dazu, dass sehr wohl verschiedene Meinungen da sind, die aufeinanderprallen, bestehen bleiben können und oft müssen. (Dialog ist keine Vanillesauce, die über alles süß darüber gegossen wird.) Ignatius von Loyola gibt uns einen Schlüssel, wie wir mit diesem scheinbaren Widerspruch umgehen können, indem er die Christen mahnt, bestrebt zu sein, das Wort des anderen „zu retten“. (Ich empfehle auch die Lektüre der Antrittsenzyklika von Paul VI., „Ecclesiam suam“, besonders das große Kapitel über den Dialog.)

Es ist verführerisch, den Dialog als Wundermittel, als Zauberwort einzusetzen, das man schnell hervorholt, um mit einer festgefahrenen Situation fertig zu werden. In unserer Diözese Graz-Seckau haben wir vor zwei Jahren den Tag der Steiermark begangen, der jahrelang unter dem Wort „Dialog“ vorbereitet wurde. Wir haben erfahren, wie schwer dies verstehbar ist, wie stark ein Dialog dann zu leben beginnt, aber wie er auch abgenutzt werden kann. Auf Feldern wächst bekanntlich nicht irgendetwas, sondern konkret Korn, Weizen, Lilien und mancherorts

auch Brennesseln. Auf diese Konkretheit muss man sich einlassen. Ich möchte im Folgenden von acht Feldern des Dialogs reden, wobei es natürlich noch viel mehr gibt.

3. Dialog der ganzen Kirche

Unsere Kirche ist nur als Ganze gegeben. Sie ist gestiftet als ein Organismus mit vielen Gliedern. Sie ist keine Addition von vielen Gemeinden und Diözesen. Sie ist als Ganze das Gespräch des Heils, auch wenn dieses Gespräch verworren klingen kann. Der geistige, spirituelle, seelsorgerliche Reichtum der Weltkirche ist so ungeheuer und vielfältig, aber wir übersehen ihn oft.

Ich glaube, wir sollten uns miteinander bemühen, das Wort „katholisch“ zu retten. Es bedeutet Weite! Und wir sollten uns nicht scheuen, „römisch“ dazuzusagen, weil diese Weite mit dem Dienst der Einheit verbunden ist. Das Wort „katholisch“ ist gegenwärtig nicht ausgeschöpft. Sicher gibt es dabei Lasten aus der Geschichte (das gegenreformatorische „Wir werden euch schon katholisch machen!), die noch in unsere Gegenwart hineinwirken. Und dennoch: Bauen wir es neu auf!

Halten wir uns die Weite dieser Kirche vor Augen, etwa in den Werken der Kunst, der Caritas, der Erziehung, der Bräuche in allen Teilen der Welt. Aber uns bleibt die Anstrengung nicht erspart, danach zu suchen, wie die Vielfalt in der einen Kirche leben kann, wie wir einander bereichern können, wie bunt wir sein sollen: die Einheit der Vielfalt, die Vielfalt in der Einheit! Das führt zu schmerzlichen Auseinandersetzungen, die wir wohl aushalten müssen. Ich kann die Zukunft der Kirche nicht „prophezeien“, aber ich sehe verschiedene Konturen einer künftigen Kirche, die ich im Folgenden nennen will.

Zunächst glaube ich, dass wir notwendige „Geburtsschmerzen“ einer neuen Gestalt von Kirche erleben. Bis vor kurzem hat man, wenn ein Baby auf die Welt kam, nicht vorhersehen können, wie es aussieht und welches Geschlecht es hat. Heute weiß man das in etwa. Bei der Kirche weiß man das nie – trotz aller prophezeienden Bücher. Es gilt, diese „Geburtsschmerzen“ einer neuen Gestalt von Kirche zu bejahen. Nehmen wir davon Abschied, dass in einer Kirche alles freundlich, lieb und einig sein muss. Denn dann lebt nichts mehr. Das wäre kein Dialog. (Boshaft soll er aber auch nicht sein.)

Vermutlich hat noch nie jemand so viele Menschen aller Kontinente, Rassen und Sprachen auf den Plätzen der Länder versammelt wie Johannes Paul II. Das ist ein enormes Spannungsfeld, das diesen Menschen Johannes Paul II. vor Zerreißproben stellt: die eine Kirche wahren und ihre Vielfalt lieben. Dem Papst gute Ratschläge zu geben, ist ein dankbares, in Wirklichkeit aber nicht so gutes Geschäft. Belehren wir uns auch selber? Es fängt damit an, ob die Jugend das Heim dreckig machen darf: die Vielfalt in einer Pfarrei. Oder dass Leute, die man – von mir aus – „konservativ“ nennen kann, nicht ausgebootet, sondern auch gehört werden. Die eine Kirche wahren und ihre Vielfalt lieben!

Das kann nicht mir harmlosen Dialogveranstaltungen und schon gar nicht mit autoritären Zwangsmaßnahmen erreicht werden. Ich plädiere vielmehr für den Dialog der Dankbarkeit. Dass wir einander viel geben können und voneinander empfangen dürfen, etwa wir Europäer

von Südamerikanern, ohne einfach zu sagen: Das verpflanzen wir jetzt hierher – das wäre kein „Dialog“. Der wirkliche Dialog, das sind „wir“ und „ihr“. Wir sind „reich“ im besten Sinn des Wortes in der Weltkirche und sollten uns nicht gekränkt in die Ecke des Misstrauens zurückziehen in der kurzsichtigen Meinung, es gäbe nur uns und unsere Probleme, oder uns an der trügerischen Hoffnung klammern, nur ein Einheitstyp von Kirche sei unsere Zukunft. Die eine Kirche wahren und die Vielfalt lieben ist wahrscheinlich die große Herausforderung unserer Zeit, die beim Konzil vielleicht noch nicht so da war. Das ist faszinierend, strapaziös und spannend zugleich.

Leichtsinnig Kränkende und ständig Gekränkte werden nicht viel erneuern. Zukunft wird eher gestaltet in Dankbarkeit und in einer positiven Neugierde, wie es denn weitergeht.

4. Der Dialog als Lebenswahrheit

Ich meine mit Lebenswahrheit: Ich bin, der ich bin. Ich bin Mann, ich bin Frau, ich bin jung, ich bin alt, ich bin getauft, ich bin Laie oder ich bin Priester, Ordensmann, Ordensfrau, Diakon oder Bischof. Und du neben mir bist in der Wahrheit deines Lebens, und du bist immer anders. Dass Jesus die Seinen zu zweit aussandte, zwei verschiedene Menschen, das sollten wir sehr beachten. Wir reden gerne abstrakt: Alle sind für die geistlichen Berufe, alle für die Mitwirkung der Laien, alle für die Gleichberechtigung der Frau, wenn es nur nicht den konkreten Pfarrer, die konkrete Frau gäbe. Dann sind es konkret zwei, die vom Herrn ausgesandt sind. Sie können einander gar nicht übersehen. Sie müssen den Weg teilen und die – anderen – gepredigte Liebe einander gegenseitig erweisen und erproben. Schon Gregor der Große hat darauf hingewiesen, wie mühselig das sein kann, weil mir der andere einfach auf die Nerven geht – und ich ihm auch. Aber es gilt, den anderen als Aufgabe zu empfangen in seiner Lebenswahrheit. Liebe heißt: Ich will, dass es dich gibt. Oder, wie Friedrich Heer gesagt hat: „Wir brauchen die Freude am Anderssein des anderen.“

Der beklemmende Mangel etwa an geistlichen Berufen und der oftmalige Mangel an Achtung gegenüber Frauen oder gegenüber Kindern wird nur dann behoben werden, wenn wir einander wollen, wenn Laien die Priester wollen und die Priester die Laien usw. Wir schwimmen hier gegen einen allgemeinen gesellschaftlichen Strom, der unter dem Motto steht: Ich will, dass es mich gibt und dass ich alles bekomme. Für mich ist eine – zweite – Kontur einer kommenden Kirche: Ich will, dass es dich gibt. Sonst werden wir uns erschöpfen und ermüden in Positionsstreitigkeiten. Einander wollen und sich freuen. Ich, Laie, freue mich, dass du Priester bist; ich, Priester, freue mich, dass es dich, Laie, gibt usw.

5. Dialog der Wirklichkeiten des Lebens

Ich erinnere mich an ein Gespräch, etwa 25 km östlich von Graz, wo mir Krankenschwestern aus diesem Ort erzählt haben, wie es ihnen geht: Um vier, halb fünf aufstehen, für die Kinder noch was richten, in den Stall gehen – viele waren in der Landwirtschaft – weil der Mann zehn

Tage fort ist (Dort ist die Gegend, wo viele Tunnelbauer wohnen, die in 10-Tage-Schichten arbeiten), zur Arbeit fahren – um sieben ist Schichtwechsel im Spital – sich hetzen, heimkommen. Dem dortigen Pfarrer war dieser Tagesablauf bekannt. Aber wenn dort ein ungeschickter Pfarrer gewesen wäre, der sagen würde: Warum kommt ihr nicht zur Bibelrunde?, dann hätte der von der Wirklichkeit des Lebens nichts mitbekommen.

Wir Kirchenleute schienen oft an dieser Wirklichkeit vorbeizuträumen. Es gibt ein priesterliches Gelöbnis der Armut. Aber niemand hat einen so sicheren Arbeitsplatz wie wir. Wir wissen Kluges zu reden über Ehen und Familien, aber wir selber brauchen uns nicht zu fürchten, dass mein Mann fremdgeht oder meine Kinder misstraten.

Wir selber sind immer geneigt, zu belehren, Lösungen, Antworten zu geben, immer häufiger Antworten auf Fragen, die gar nicht gestellt sind. Um über diese wirklichkeitsfremden Selbstsicherheiten wieder hinwegzukommen, braucht es ein aufmerksames Hören, ein Sich-belehren-Lassen. – Von der erwähnten Zusammenkunft mit den Krankenschwestern bin ich sehr „belehrt“ nach Hause gefahren.

Diese – dritte – Kontur der Kirche ist der ganz ernsthafte und konkrete Dialog mit der Wirklichkeit des Lebens der Menschen von heute. Es gibt letzten Endes nicht *die* Leute, *die* Jugend, *die* Frauen, sondern unzählige Schicksale. Wir sind dazu bestimmt, Salz, Licht, Wasser für das wirkliche Menschenleben zu sein. Unser Lehrmeister Cardijn hat immer gesagt: Die Suppe gehört gesalzen, und: Man legt nicht einen Löffel Salz neben den Suppenteller hin. Die Wirklichkeit des Lebens, unseres Lebens und das der uns anvertrauten Menschen in dieser Gesellschaft sind Felder des Dialogs und damit Felder des Heils.

Es gab in unserer Kirche noch nie so viele Gremien wie heute, aber die Geschichte ist oft ein bisschen matt. Wir fragen uns mit Sorge, ob Menschen Lust haben werden, bei den kommenden Pfarrgemeinderatswahlen mitzumachen. Aber wenn wir uns in diesen Gremien nur über die Wünsche und Vorwürfe an die Kirche, über unsere Enttäuschungen unterhalten, kommt es lediglich zu einer nutzlosen Absolvierung von Sitzungen. – Bei uns sollte es anders sein! Uns sollten andere Fragen beschäftigen: Wie sieht dieses Leben wirklich aus? Unser eigenes und das der Menschen? Und wir sollten uns diese Frage stellen, ohne sofort Hilfen, Ratschläge und Belehrungen zu erteilen.

In unserer Diözese haben wir darum gebeten, dass Pfarren einen „Armutsbereicht“ erstellen sollten. Ein Pfarrer einer sehr blühenden Fremdenverkehrsgemeinde hat daraufhin geantwortet: „Da wird der Bürgermeister böse, wenn ich in der Pfarre einen Armutsbereicht erstelle. Bei uns hat es keine Armut zu geben.“ – Das Ergebnis dieses Armutsbereichtes war beklemmend. Und als furchtbare Illustration haben in der Woche vor der Darlegung dieses Berichtes zwei Personen in dieser überreichen Gemeinde – ein 16-Jähriger und ein 50-Jähriger – Selbstmord begangen. Es gibt viel mehr Armut, als wir meinen.

Es gibt keine Erneuerung der Kirche, wenn wir das Schild umhängen: „Wegen Innenrenovierung derzeit geschlossen!“ Vielmehr sind, um die Kirche erneuern zu können, die Türen weit zu öffnen für die oft sehr scharfe Luft des wirklichen Lebens, auch in Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft. Es ist eine Sünde gegen das Evangelium, wenn wir uns hier abmelden, weil Kirchenelend und Kirchenkonzepte unser ganzes Interesse besetzen.

Und ich möchte den Dialog mit der Kunst einfordern. Es ist besser, öfter vor einem neuen Kunstwerk zu schweigen und nachdenklich zu werden, als mit Wenn und Aber daherzureden. Ich lade jeden ein, mit einem Kunstwerk von heute zu leben, mit einem Bild im Zimmer, einer immer wieder gehörten Schallplatte oder mit einem leidenschaftlich gelesenen Buch. – Ein mehr oder weniger verständnisloses Kopfschütteln ist kein Dialog.

6. Dialog mit den „Gegnern“

Mit „Gegnern“ meine ich die, die unerwartet kommen, die mich beunruhigen, die anderer Meinung sind, die mich kritisieren. Von einem österreichischen Kaiser wird erzählt, er habe angesichts der revoltierender Massen fassungslos ausgerufen: „Ja, dürfen sie denn das?!“ – Sie haben nicht gefragt, ob sie das dürfen.

Jüngste Ereignisse, etwa das sogenannte Kirchenvolksbegehren, haben uns wahrscheinlich alle etwas überfordert. Wir sind nicht zu Rande gekommen, waren unsicher und sind es heute noch. Wahrscheinlich haben auch die Initiatoren gemerkt, dass man das nicht so einfach absolvieren kann.

Aber solche Ereignisse bringen uns weiter, egal ob man sehr dafür oder dagegen ist. Es zeichnet sich irgendetwas ab, eine neue Art, katholisch zu sein, die man nicht so schnell steuern kann. Ich vertraue darauf, dass aus Krisen, aus Ängsten, aus Streit – wenn wir das Wort des anderen retten wollen! – etwas Gutes herauskommt.

Ich sehe hier eine weitere – vierte – Kontur der neuen Gestalt von Kirche: das offene Gespräch ohne Berührungängste. Dazu lade ich alle ein.

Ein „offenes“ Gespräch kann organisiert oder spontan stattfinden, wo auch immer, innerhalb oder außerhalb der Kirche. Dazu gehört demütige Geduld, denn nichts ist so stumm wie Geschrei. Dabei besteht die Chance, dass ich etwas lernen kann, dass ich bemerke, mein Lernen ist nicht abgeschlossen. Wer möchte denn von sich behaupten, er habe im Glauben und in der Kirche „ausgelernt“? Gott ist immer größer. Gott hat keine Berührungangst.

Es gibt drei Berührungängste: vor Themen, vor Andersdenkenden und vor dem ganzen Evangelium.

Vor Themen: „Darüber darf man nicht reden.“ Aber wenn man versucht, Themen zu unterdrücken, wird das eines Tages zu einer Explosion führen. Themen kann man sich nicht ausuchen.

Vor Andersdenkenden: Wir sind zu schnell der irrationalen Meinung: so oder so; z.B. entweder denken alle so wie wir oder wie die Medien. Aber dazwischen gibt es noch vieles andere, Meinungen mit vielen Nuancen.

Eine dritte Berührungangst gibt es vor dem ganzen Evangelium. Wir lesen das Evangelium wahrscheinlich zu selektiv und entdecken stets das, was uns gerade bestätigt. Aber das Evangelium fordert uns heraus. Es kennt keine Leichtgewichtsausgabe. Es hat seine Schärfe des Kreuzes und nur so das Licht der Auferstehung.

7. Dialog mit dem Bösen

Der kleine, aber doch so große leise Dialog im Beichtstuhl ist weithin verschwunden. Trotzdem haben wir eine neue Sensibilität für Böses entwickelt: für Umweltzerstörung, Unterdrückung, Ausbeutung, Fremdenhass, historische Schuld, subtile Verachtung von Frauen, Kindern, Erfolglosen, Andersgearteten, Kranken und Alten. Aber Anklagen allein („dort sind die Bösen“) verdecken oft nur das eigene schlechte Gewissen. Verordnete Buße für andere („die sollen sich schämen“) verdrängt leicht die Antwort auf die bohrende Frage: Und ich?

Die Sprache des Evangeliums ist anders. Man kann sich nicht zufriedengeben, indem man vornehmlich über *die* da redet, vor allem über *die* Kirche. Es ist für uns nicht angemessen, über *die* Kirche zu reden. Es ist *unsere*. Das Evangelium kennt letztlich nur das *Wir*, weil Christus für alle gestorben ist. Hier zeigt sich eine weitere – fünfte – Kontur der erneuerten Kirche: Sie wird wieder Menschen haben, die an die eigene Brust schlagen und sagen: „Ich habe gesündigt“. Das Kreuz, das wir und die Welt zu tragen haben, haben wir mitverfertigt.

Ich empfehle, die „Apokalypse“, die scheinbar wirklich eine geheime Offenbarung geworden ist, weil sie kaum gelesen wird, wieder zu bedenken. Sie ist der große Widerstand gegen das Böse, weil sie es in seinem Schrecken ernst nimmt und seine Überwindung in großen, flammenden Bildern malt. Die „Apokalypse“ ist das Gegenbuch gegen die heute oft zu beobachtende Haltung: „Was ich will und möchte, das muss mir zur Verfügung stehen – jetzt, sofort, alles.“

Mit welchem Evangelium werden unsere Kinder aufwachsen? Und wenn ich jetzt sofort alles habe, was ist dann?

8. Dialog über Kirchengrenzen hinaus

Die Erfahrung der Grenze gehört zum Menschsein. Aber für Christen ist eine Grenze immer eine Aufforderung, die zu überschreiten. Christus hat uns das Beispiel dafür gegeben, welche Grenzüberschreitung er meint, als er (Mt 16,15) die Jünger fragt, die zuvor ausführlich von den anderen „Leuten“ berichtet haben: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Dorthin, zu ihm hin, ist die Grenze zu überschreiten, für alle Christen. Das ist wahre Ökumene. Bloß freies „Experimentieren“ und Ordnungen belächeln verursacht andere Probleme. Vorwürfe, Mahnungen, demonstratives Kopfschütteln, Zurechtweisungen über den Zaun zur anderen Kirche hinweg sind für eine wahre Ökumene nicht förderlich. Ein Pionier des Gespräches über die Grenzen der Kirchen hinweg, der verstorbene Kardinal Pignedoli, hat gesagt: „Zuerst müssen wir Freunde gewinnen.“ Und das ist wesentlich. Doch Freundschaft ist mehr als Schulterklopfen. Der Papst hat mit dem Friedensgebet in Assisi der ganzen Welt ein Beispiel von dieser Freundschaft in Ehrfurcht gegeben. Dieses Gebet war ein Ringen um den ewigen Gott. Und es ist schade, dass gerade sich sehr kirchentreu einschätzende Katholiken ihm deshalb Vorwürfe machen. Sie versäumen damit für sich selbst die Gelegenheit, ihre eigenen, zu früh gezogenen Grenzen zu überschreiten.

Freundschaft hat Wurzeln in der Tiefe. Freundschaft, wirkliche Freundschaft, nicht Kumpanei, braucht die Vertikale, damit die Horizontale – wir zu euch in unseren Schwester- und Bruderkirchen und -gemeinschaften – halten kann.

Ich glaube, dass wir einen „Christusmangel“ haben. In vielen Auseinandersetzungen ist von Christus zu wenig oder gar nicht die Rede. Darin liegt eine weitere Kontur der kommenden Kirche: Ökumene braucht noch viel mehr Christus-Suche.

Die zweitgrößte „religiöse“ Gruppe in Österreich sind jene, von denen es heißt, sie seien ohne religiöses Bekenntnis. Das wird bei jedem von ihnen einen eigenen Anlass, einen eigenen Akzent haben. Wer sind sie in Wirklichkeit? Wir werden es nie ganz wissen. Aber wir sollten uns nicht zu gut sein, ihnen die Tür offen zu halten und auch von ihnen zu lernen. Sogar wenn sie nichts zu sagen haben außer: „Die Kirchensteuer war mir zu hoch“, so steckt doch mehr dahinter. Es könnten viele von ihnen bewusst oder unbewusst geneigt sein, neu und unbeschwert auf die Entdeckungsreise nach Gott zu gehen, nachdem sie in unserer Kirche erst einmal müde geworden sind. Wenn sie dann nur Mondzyklen und Esoterik finden, ist es schade.

Der Freund einer sehr in der Kirche beheimateten und engagierten Studentin, die ich kenne, ist tödlich verunglückt. Und auf einmal stellen sich für diese eher versierte Katholikin alle möglichen Fragen. Wo ist jetzt der Matthias? Wie ist das eigentlich mit dem Sterben? Mit dem Leben?

Ich sehe eine neue Kontur der Kirche darin, dem Menschen von heute mit seinem Leben und Sterben bei der Frage beizustehen: Wie kann ich den lebendigen Gott suchen, mich ihm anvertrauen und mit ihm gehen? Wie kann ich an ihn glauben, in der Kraft seiner Verheißung hoffen?

Lassen wir uns von diesem Dialog über die Grenzen unserer Kirche und über die Grenzen unserer momentanen Probleme hinweg entführen. Wir sollten nicht warten, bis wir uns über Kirchenthemen müdegeredet und -gestritten haben, die aber nicht wegzuschieben sind, weil das so einfach nicht geht. Jetzt schon ist neu von Gott zu reden, dem Lebendigen, der sein Antlitz uns zugewandt hat.

Der Weg zu einer Kirche, zu einem Pfarrhof, zu einem Bildungshaus ist für viele unüberwindbar weit. Sie sitzen unter keiner Kanzel und besuchen keine Bibelstunden. Sie brauchen den, der ohne Geschwätz, ohne Aufdringlichkeit neben ihnen steht, in der Verwandtschaft, im Verein, an der Arbeitsstätte oder wo immer.

Deshalb appelliere ich leidenschaftlich an die Belebung des Laienapostolates, damit die Kirche durch Menschen berührbar wird, die sie mögen.

9. Dialog mit der Armut

Arme werdet ihr immer bei euch haben (Mt 26,11). Das ist nicht eine bloß melancholische Verheißung Jesu, dass es leider halt so sein wird. Die Gerichtsreden machen offenbar, dass er eine Anwesenheit bei uns gewählt hat und sie liebt – in der Gestalt der Armut. Der Dialog mit der Armut gehört zum Wesen der Kirche. Vinzenz von Paul sagt: Die Armen sind eure Herren, eure

Vorgesetzten. Ich möchte ergänzen: Die Armen von heute sind unsere neuen Theologielehrer, von denen wir eine Menge zu lernen haben. Es ist eine weitere Kontur der Kirche von morgen, dass wir verstehen: Umgang mit Armut ist mehr als eines der vielen Tätigkeitsfelder der Kirche, die dann eventuell in Wohlstandsgebieten vernachlässigt werden kann, sondern ihre *Identität*.

Von der Caritas als Organisation zur caritas als der spontanen, demütigen, alltäglichen Hilfe und umgekehrt muss der Weg gehen, organisiert und unvermittelt, geistig und materiell. Das antike Staunen, das uns überliefert wird „Seht, wie sie einander lieben“, braucht heute die Ergänzung: „Seht, wie sie mich, wie sie uns lieben, trotz allem, was nicht für mich, für uns spricht!“

Vor dem letzten Feld des Dialogs – dem achten- muss ich innehalten: Schön und gut, aber können wir uns tatsächlich „verständlich“ machen? Heißt es nicht mit Recht, dass die kirchliche Sprache die Menschen verloren hat, dass unsere Insider-Sprache nicht mehr zum Anhören ist?

Ich setze dem gegenüber, dass alle eine Sprache verstehen können: die Sprache der Bescheidenheit. Und die haben wir zu lernen.

Die Sprache der Bescheidenheit lässt dem anderen Platz, selber zu denken und zu reden. (Wir arbeiten innerkirchlich mit zu vielen Texten und sollten auch hier bescheidener werden.)

Es gibt drei Regeln des gläubigen Dialogs:

Die erste Regel heißt: Dem anderen ins Auge schauen, damit ich sein konkretes Leben erkenne, d.h. auf gleicher Augenhöhe bleiben, die Reichen und die weniger Reichen.

Die zweite Regel heißt: Ich höre dich und nehme dich ernst, auch wenn ich dir nicht zustimmen kann. Denn ich vertraue, dass du mir vielleicht doch von Gott geschickt bist.

Die dritte Regel: Ich kann es mir, wir können es uns leisten, dass wir etwas zu sagen haben, weil wir uns auch etwas lassen.

Diese drei Regeln des Dialogs scheinen mir in menschlicher Unvollkommenheit die Übersetzung von dem zu sein, was Gott will und tut und mit uns redet, ausgehend vom ewigen Gespräch der Dreifaltigkeit.

10. Dialog mit der Zuneigung Gottes

Gott hat uns das sonderbare Geschenk der Kirche gegeben. Dieses Geschenk muss immer wieder von seinen Hüllen befreit werden. Die Kirche selbst muss stets neu zum großen Gespräch der Seelen, der Zukunft, der Befreiung von Missmut und Angst werden. Die letzte Kontur der neuen Gestalt der Kirche ist sie selbst als das Gespräch Gottes mit den Menschen. Das heißt für uns: miteinander Übungsstunden zu nehmen, um die Sprache für diesen Dialog zu erlernen.

Die Gegenwart gibt uns drei Fragen auf: Meine Kirche, woher kommst du? Meine Kirche, wofür bis du da? Meine Kirche, wohin gehst du?

Meine Kirche, woher kommst du? Von Christus. D.h.: Es ist von Christus zu reden und Gott zu suchen. Die Alltäglichkeiten und die Strukturen sind davon immer neu anzugehen und nicht zu missachten.

Meine Kirche, wofür bis du da? Was hast du zu verkünden, zu feiern, zu helfen? Diakonie bewährt sich nicht nur in der Suppe für den Obdachlosen, sondern etwa auch in unserem ganzen Erziehungswesen. Gibt es hier nicht sehr viel Armut? Auch wenn das Kind in der Privatschule täglich mit dem BMW abgeholt wird?

Meine Kirche, wohin gehst du? Ein Wort, das in meiner Jugendzeit zu viel gebraucht wurde und heute fast aus dem kirchlichen Sprachschatz verschwunden ist: in das Reich Gottes. Das gilt es, neu zu entdecken: dort gehst du hin.

Diese drei Fragen „Kirche – woher, wofür, wohin“ begleiten mich mein Leben lang. Ich bin damit nie zu Ende gekommen und werde nie zu Ende kommen. Sie sind nicht bloß Fragen einer Institution oder einer Dogmatik, sie sind Fragen meines eigenen Lebens und Sterbens. Ich will alle, Ehrenamtliche und Hauptamtliche, in der Kirche einladen, sich auf diese drei Fragen einzulassen.

11. Schlussbemerkung

Das Herz des Evangeliums ist ein einfacher Dialog.

Der Herr kommt, er vernimmt unsere verworrenen Rufe: nach Heilung, des Ärgers, der Hoffnung, der Anklage.

Der Herr kommt, er vernimmt unsere verworrenen Stimmen und sagt: „Fürchtet euch nicht!“ Mehr Furchtlosigkeit von ihm her, das ist der wahre Dialog.

Aus:

Walter Krieger, Alois Schwarz (Hg.), Kirche in der Welt von heute. Ein kritisches Verhältnis, echter Würzburg 1996